
Wahrheit und Diebstahl

Georg Stanitzek

MICH AUF DIE HIER VORGETRAGENE heroische und tragische Semantik einzulassen, zögere ich zwar. Aber natürlich ist es nur gerecht, Martin Heidingsfelder ebenso wie PlagDoc und ihren Kolleginnen und Kollegen für die Einrichtung und für den Betrieb der digitalen Plagiatsnachweis-Wikis zu loben und ihnen Dank zu sagen. Wie aber? Man sollte ihr Unternehmen mit einem Wort charakterisieren, das die frühe Moderne für vergleichbare Bemühungen um Fortschritt geprägt hat: Weltverbesserung. Denn eben darum handelt es sich, und wenn sich in einem Aufklärungsorgan wie der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* von 1791 obendrein die Wendung »Welt- und Sittenverbesserer« findet, trifft das den Sachverhalt noch genauer, insofern sich mit dem Plagiats-Wiki eine technische Erfindung fast unmittelbar zur Reinigung der Sphäre der intellektuellen Kommunikationsmoral geeignet erwiesen hat. Daher ist aller ironische Hintersinn unangebracht, den der Wortgebrauch häufig mit sich führt, wenn man naiven Utopisten Weltverbesserei nachsagt. Vielmehr bieten GuttenPlag und verschwisterte Projekte eine bewundernswerte Ingenieurskunst in Form von nur zu evident und entsprechend effektiv funktionierenden Programmierleistungen. Die Welt der Wissenschaft verdankt den Programmierern und den ihnen nachschwärmenden Rechercheuren eine bedeutende Verbesserung.

Diese Weltverbesserung ist umso bemerkenswerter, als sie zunächst außerhalb der Wissenschaft initiiert und vorgetragen wurde. Insofern ist die Sorge verständlich, dass die Verbesserung in dem Bereich der Welt, auf den sie zugeschnitten ist, auch die gehörigen Konsequenzen haben wird. Das ist die Sorge jedes ethisch verantwortlichen Erfinders. Was kann die Wissenschaft aus den Plagiatsfällen lernen? Was können diese Fälle zur wissenschaftlichen Evolution beitragen? Ich fürchte, die Antwort wird lauten müssen: wenig. Die betrügerischen Verfehlungen des adligen Juristen gegen jedes wissenschaftliche Ethos haben eine so unfassbar sensationelle Dimension, dass sich aus ihnen paradoxerweise wissenschaftlich wenig lernen lässt. Vermutlich wäre eine psychotherapeutische Behandlung angezeigt; und sie wäre prinzipiell wohl auch möglich. Denkbar ist auch, dass im Anschluss der Bezug auf diesen Fall die psychologische Literatur bereichern würde. Aber sonst? In der Wissenschaft kennt man Vergleichbares allenfalls aus dem Zusammenhang der universitären Lehre, bekommt man es doch mit Studierenden zu tun, die in

der Schule gelernt haben, Referate und ähnliche Ausarbeitungen auf der Basis von Informationsbeschaffung im Internet zu kompilieren. Solche Collagen sind allerdings in der Regel weit weniger monströs als im Bayreuther Fall. Und wenn nach spätestens drei Semestern die Grundregeln des Zitierens, Paraphrasierens und Nachweisens dann doch gelernt sind, kann das Wissen um die Leistungsfähigkeit von Plagiatsfindesoftware das seinige dazu beigetragen haben.

Die Bedeutung des Plagiatsproblems für die wissenschaftliche Forschung wird leicht überschätzt. Es scheint sich viel eher um ein Problem des Grenzverkehrs zu handeln. Nicht zufällig wurde die weltverbessernde Erfindung an einem Personal durchexerziert, das sich seinerseits außerhalb der Wissenschaft mit akademischen Meriten eine Art Zusatzreputation erwirtschaften wollte. Insofern ging es hier um die Konvertibilität von im Rahmen der Wissenschaft zu gewinnender – dann aber eben auch: zu verlierender – Reputation in andere gesellschaftliche Bereiche. Und dass die prominenteste Plagiatsaffäre mit dem wünschenswerten Abschied des Plagiators aus der Politik abschloss, dazu hat die über das Plagiatswiki präsentierte empirische Datenlage wohl beigetragen. Aber in die finale Krise wurde die Affäre weit eher durch die Worte eines Bildzeitungskolumnisten getrieben: »Ich habe keine Ahnung von Doktorarbeiten. Ich flog durchs Abitur und habe nie eine Universität von innen gesehen. Also, ich kann von außen sagen: Macht keinen guten Mann kaputt. Scheiß auf den Doktor«. Die provokativen Worte waren wohl gewählt, und mit ihnen war die Sache entscheidungsreif.

Als guten Mann, *vir bonus*, bezeichnet die alteuropäische Rhetorik nämlich den Perfektionstyp eines Redners als Person, die Vertrauen verdient und der Autorität zukommt. Es geht hier schlicht gesagt um Sitten und Anstandsregeln, um Standards, nach denen man Achtung und Missachtung zuteilt. Der Adel pflegt in dieser Hinsicht traditionell eigene Vorstellungen. Zu Zeiten der Französischen Revolution hat sie der Weltverbesserer Adolph Freiherr Knigge gut auf den Punkt gebracht, indem er aus eigener Erfahrung über die laxen intellektuellen Manieren von Aristokraten berichtet hat: Selbstverliebt kultivieren sie in Sachen geistigen Eigentums ein schlechtes Gedächtnis, das sie aller Dankbarkeit entbindet.¹ Nach

¹ »Es bat mich einmal der *** von ***, der sonst in der That viel gute Eigenschaften hatte, ihm ein paar Aufsätze in französischer und teutscher Sprache zu verfassen, die er bey einer gewissen Gelegenheit öffentlich vorlesen wollte, um die Gemüther zu lenken. »Es fehlt mir an Zeit, mein Lieber!« sagte er »sonst würde ich Sie nicht bemühen; doch, Sie sind auch in dergleichen Arbeiten geübt, als ich.« Ich wendete einige Stunden Fleiß und Anstrengung daran, und als ich ihm das Ganze brachte, drückte er mich an seine Brust, dankte mir unter vier Augen in den zärtlichsten, herablassendsten Ausdrücken dafür, und schwur, sehr übertrieben: meine Arbeit sey ein Meisterstück von Beredsamkeit. Kurz! Er gebedete sich, wie wenn ich ihm den wichtigsten Dienst geleistet hätte, bat mich aber, die Sache zu verschweigen, welches ich auch that. Nach ein paar Jahren kam ich des Morgens in *** zu ihm. Er erzählte mir allerley zu seinem eignen Lobe – ich hörte demüthig zu –

der Französischen Revolution gibt es aber nur einen Ort, an dem das *ancien régime* im alten Glanz weiter existiert: auf dem Boulevard. Damit ist die Linie angegeben, auf die der Konflikt um das dreiste Plagiat zulief und an der er sich entscheiden sollte. Zur Frage standen die Zuständigkeit und die Kriterien für die Beurteilung der Qualität einer Person. Sportiver *glamour* oder intellektuelle Redlichkeit? Soll der *vir bonus* dem Maßstab des Boulevards oder demjenigen der Wissenschaft genügen? Beim Streitfall handelte es sich um einen Test auf den der Wissenschaft gesellschaftlich entgegengebrachten Respekt. Dass dieser Test vorläufig glücklich ausgegangen ist, indem sich mit dem Abgang des adligen Hochstaplers eine traditionell eher bürgerliche Wertschätzung geistigen Eigentums und wissenschaftlicher Arbeit durchgesetzt hat, muss für die Zukunft allerdings nicht viel besagen.

Für die wissenschaftliche Forschung selber inklusive die Kommunikation ihrer Ergebnisse dürften die Plagiatsfälle aber allenfalls Symptomwert besitzen. Die Diagnosen von Beobachtern wie Jürgen Kaube oder Peter Sloterdijk bis hin zum Führungspersonal der Deutschen Forschungsgemeinschaft kommen in der Deutung dieser Symptomatik überein, wenn sie eine Überforderung des wissenschaftlichen Publikums durch eine Überproduktion von Publikationen konstatieren. Das ist ein beunruhigender Befund, weil sich wissenschaftlicher Fortschritt ja nur im Bezug von Veröffentlichungen auf vergangene Veröffentlichungen ereignen kann. Fragen werden beantwortet, Desiderate konstatiert, Fragestellungen modifiziert, vorgeschlagene Begriffe aufgenommen, relativiert und verworfen, Irrtümer ausgeräumt. Fällt aber die Lektüre unter den Bedingungen der genannten Überproduktion aus, muss man umgekehrt für die Produktion eine Unterforderung in puncto der notwendigen Antizipation kritischer Beobachtung annehmen. Als Nebeneffekt können Nischen für korrupte Produkte, unsauberes Zitieren, Dubletten, Plagiate und ähnliches entstehen.

Einen interessanten Versuch, das Überproduktions- und das Plagiatsproblem im Zusammenhang historisch und systematisch zu konturieren, hat Remigius Bunia vorgelegt. Er unterscheidet für die moderne Wissenschaft zwei parallel existierende »Ökonomien wissenschaftlichen Zitierens«. Einerseits gibt es eine »Ökonomie der Reputation«, in der wissenschaftliche Publikationen als Werte behandelt werden, die im Einfluss, der Sichtbarkeit oder Bedeutung der publizierenden Wissenschaft-

›Und das alles‹ fuhr er fort ›habe ich durch ein Paar *Memoires* bewürkt, die mir, ohne mich zu rühmen, nicht übel gerathen sind. Sie sollen sie selbst lesen. Nehmen Sie es mit sich nach Hause!‹ Er überreichte mir darauf meine eigne Geistes-Waare, nur von seiner Hand geschrieben, und ich steckte sie ein, legte aber zu Hause meine *Concepte* dazu, und schickte ihm dann die Papiere zurück. Er wurde ein wenig beschämt, und wir scherzten nachher darüber – Allein so sind auch oft die Besten von ihnen!« Adolph Freiherr Knigge: Ueber den Umgang mit Menschen (1796), hrsg. v. Michael Rüppel, Göttingen 2010, S. 308f.

ler/innen bestehen und nach verschiedenen Methoden gemessen werden können. Andererseits gibt es daneben eine urheberrechtlich abgesicherte »Ökonomie der finanziellen Vergütung«, die dafür sorgt, dass Wissenschaftler/innen am mit der Veröffentlichung ihrer Erkenntnisse erzielbaren Gewinn beteiligt werden. Haben diese beiden Ökonomien jeweils für sich genommen ihren Sinn und ihr Recht, so ist in jüngster Zeit ihre wünschenswerte Trennung teilweise aufgehoben worden. Es sind nämlich in den letzten Jahrzehnten Anreiz- und Förder-, aber umgekehrt auch Bestrafungsmechanismen implementiert worden, die beispielsweise anstelle weniger durchdachter Publikationen deren schiere Menge auch finanziell vergüten oder die, statt eine Vielzahl von Promotionen bloß als Ausweis von Reputation zu verstehen, sie obendrein noch materiell vergüten. Mit solchen Strukturen werden zugleich Treibhäuser für Plagiate aufgebaut. Die aktuellen Plagiatskandale ordnet Bunia einerseits als Rückbesinnungsversuche auf eine separate »Ökonomie der Reputation« ein, die auf eine möglichst große Verbreitung der eigenen Ideen setzt. Man könnte hier auch von einer intellektuellen Kultur der Gabe sprechen, die im Sinne von Marcel Hénaff keineswegs als ausschließende Alternative zur Geldökonomie begriffen, aber von dieser doch strikt unterschieden werden sollte. Andererseits regt Bunia an, über Reformen, das heißt andere Regulierungen der Publikationsmärkte respektive Zitierökonomien nachzudenken. Beispielsweise ließe sich unter verschiedenen Publikationstypen die Rezension besonders auszeichnen und belohnen. Was wiederum nur zum Ziel führen würde, wenn man die Art von freundschaftsdienlichen Besprechungen erkennt und ausschaltet, zu der die in Graduiertenkollegs und Exzellenzclustern waltenden Vernetzungsimperative verführen können. Und so fort. Und gar nicht einfach.

Vorläufig wäre insofern einmal andersherum zu fragen: Wie kann denn Wissenschaft trotz der genannten Probleme möglich sein? Warum kümmert sie sich nicht zentral um Fälle von Plagiat und Fälschung? Was steht ihrer Scharfsicht hier im Weg? Folgt man dem begrifflichen Vorschlag der soziologischen Systemtheorie, ist Wissenschaft als soziales System durch einen binären Code gekennzeichnet, der nach wahr/unwahr unterscheidet. Alle wissenschaftliche Kommunikation bezieht sich auf diesen Code, der in einer Hinsicht durchaus als Präferenzcode verstanden werden kann. Denn Wahrheit als positiver Wert steht für die Anschlussfähigkeit von Kommunikationen im System. Ohne die Referenz auf Unwahrheit – und sei es in der einfachen Form von Irrtum oder Fälschung – geht es natürlich nicht, aber sie dient doch jeweils nur dazu, Sackgassen zu blockieren, um die Forschung stattdessen auf das Gebiet des Anschlussfähigen zurückzuorientieren. Insofern ist es trivial, dass Reputation in der Regel nur auf diesem Gebiet zu erreichen ist; sodass es im Zusammenhang der Wissenschaft schwer fällt, sich auf die Plagiatsfrage auch nur zu konzentrieren. Falsches oder Unrichtiges bleibt liegen oder wird unter den Tisch fallen gelassen; im seltenen schlechtesten Fall wirkt es am Aufbau

einer Forschungsblase mit, die bald platzen wird. Plagiatserkennung, »Plagiatsstöberei« für sich genommen ist demgegenüber keine in sich anschlussfähige und als solche reputierliche Forschungsleistung. (Dass es sich bei diesem Absatz um kein Plagiat handelt, verdeutlicht, dass anerkannt einflussreiche Forschung gar keiner namentlichen Zitierung bedarf; es reichen begriffliche Benennungen.)

Natürlich gibt es in einigen wenigen Disziplinen einschlägige Forschungen zum Plagiat. An erster Stelle ist wohl die Wissenschaftsforschung zuständig, zum Beispiel der Frage nachzugehen, ob in der Gegenwart tatsächlich eine Zunahme an wissenschaftlichen Plagiatsvorkommnissen zu verzeichnen ist gegenüber einigen Jahrzehnten zuvor – oder ob sich inzwischen einfach nur die technischen Erkennungsmethoden verbessert haben. Die fortschreitende Digitalisierung auch älterer Literatur wird eine solche Forschung empirisch befeuern können. Aber der Begriff des Empirischen darf ebenso wenig wie die technische Dimension der sogenannten Plagiatserkennung über die hermeneutischen Probleme hinwegtäuschen, die sich mit dem Begriff des Plagiats als solchem verbinden. Zum Beispiel gibt es historisch und regional sehr unterschiedliche Zitierstile. Dass es sich bei der Zitierweise vieler Branchen der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur im globalen Vergleich um eine Spezialität handelt, erfährt man leicht, wenn man in angelsächsischen Zeitschriften ähnlich zu verfahren wünscht. Sie mögen das dort nicht, die Vielzahl von fußnotenförmigen Nachweisen erscheint ihnen nicht nur als überaus pedantisch, sondern als überzogene Inanspruchnahme einer Lizenz zur Digression. Diese Sicht ist insofern nachvollziehbar, als Fußnoten den kontinuierlichen Lesefluss ablenken. Umgekehrt erscheint aus deutscher Perspektive die amerikanische Anmerkungsarmut als vergleichsweise essayistisch. (Das objektiv Komische daran ist, dass der Begriff des Essays und derjenige der Digression sachlich konvergieren.) »Wissenschaftlich« sind beide Zitierstile, und nimmt man hinzu, dass es auch nur unter unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen wiederum sehr verschiedene Zitierkonventionen gibt, versteht man, warum Plagiatsdefinitionen besser allgemein und ein wenig unscharf bleiben.

Einen zweiten beachtlichen Schwerpunkt der Erforschung von Plagiatsfragen bildet die literaturwissenschaftliche Einfluss- und Intertextualitätsforschung. Abkürzungshalber soll hier nur auf die jüngsten Arbeiten von Anne-Kathrin Reulecke hingewiesen sein, die in Erinnerung zu rufen geeignet sind, mit welcher vertrackten Komplexität man es in dieser Perspektive zu tun bekommt. Lässt sich doch die Literaturgeschichte als große Serie von Erbschaften, Entnahmen und Entlehnungen, Ein- und Umbauten von Texten schreiben, sodass man sogar die Literatur insgesamt als »Zitatenteich« bezeichnen konnte. Das gehört nicht zum Thema? Leider doch, denn im Zuge der gegenwärtig populären digitalen Plagiatsjagd droht das Wissen um diese Komplexität verloren zu gehen. Was hier geschieht, kann man am besten mit dem Hinweis auf ein anderes digitales Welt-

verbesserungstool erläutern, nämlich auf die erstaunliche Website »Metricalizer«, die eine automatische Analyse von Versmaß und Reimschema eines beliebigen eingegebenen Gedichts anfertigt. Das ist eine wunderbare Sache, solange klar bleibt, dass dies allererst der Anfang eines Verständnisses sein kann. Indem insbesondere die Reibungspunkte zwischen Prosodie und Metrik angezeigt werden, wird das von den Betreibern der Seite auch betont. Fatal wird es, wenn man die Arbeit mit dieser Rechneranalyse für getan hielte. Ebenso verhält es sich mit der Plagiatserkennung in der Gegenwartsliteratur. Manche Plagiatsdebatten im aktuellen Literarischen Leben erübrigen sich einfach, wenn man sich klar macht, dass Michel de Montaigne ganz bewusst Passagen berühmter Autoren in seinen Text gemischt hat, unausgewiesen – um die Lesefähigkeit seines Publikums auf die Probe zu stellen. Und dass er damit vielleicht nur Vergil gefolgt ist, der Plagiatskritikern geantwortet hat, sie sollten so etwas doch einmal selbst versuchen und sie würden dabei lernen, dass man leichter dem Herkules seine Keule als dem Homer einen Vers entwendet. Plagiate sind keine grammatischen Phänomene, und aus errechneten identischen Zeichen- und Wortfolgen, selbst aus der Wiederholung von Geschichten und Argumenten allein ist wenig zu schließen.